

des Prinzen — das Buch brüht das Facsimile des Briefes, den der siebenjährige Knabe an Bazaine geschrieben, um ihm zur Einnahme von Bueba zu gratulieren und einiger recht gelungenen Zeichnungen derselben — und beschäftigt sich auch angelegentlich damit, seinen Charakter zu bilden. Der Kaiser wollte, er solle sanft und bieder, geduldig, resignirt und müthig werden, wie er, der Kaiser, es selbst war. Wenn nur möglich, unterließ er sich häufig mit seinem Sohne, und die Unterredungen nahmen, als der Prinz heranwuchs, den müthigen Charakter an; unbedingtes Vertrauen herrschte zwischen den beiden, und der Prinz lebte und dachte nur an seinen Vater. — An fesselnden Einzelheiten aus der Zeit des Krieges ist der Band überreich. So erzählt der Verfasser, wie es der Kaiserin in den letzten Stunden des Kaiserreichs nabegleitet worden, zu Biede zu setzen, sich dem Wolfe zu zeigen und sich so an die Spitze der Expedition der Vertheidigung von Paris zu stellen. Dieses Schauspiel war bei den Karierten der größten Wirkung gewiß, die Kaiserin begriff es und ging mit Feuerkraft darauf ein, denn an Muth und Entschlossenheit fehlte es ihr nicht. Das Bild war da, aber kein Mittel für die Kaiserin zu finden unter den 400 Kleibern, welche die Zolletenfasern der Kaiserin füllten! Man wollte um ein Compagnie Compagnie oder schnell eins zurechtfinden, aber dann fehlte es an Zeit, neue Ereignisse drängten zu neuen Genüssen, der grünlige Augenblick war dahin und das Gemüthe blieb ungeduldig. Neue und „nationale“ Aufschläge giebt der Band endlich über das Ende Napoleons. Der Kaiser war steinleidend, wie bekannt. Im Januar 1873 ließ er sich in England operiren; eine Restauration des Kaiserreichs und seine Rückkehr nach Frankreich waren in naher Sicht. Die Operation gelang auch vollkommen — es handelte sich um eine einfache Steingerüthung, aber der neben dem Spezialisten Sir Henry Thompson den Kaiser behandelnde Arzt Sir W. Gould gab dem Kaiser ebenfalls Cholera, das dieser nicht besonders gut vertrug. Am Abend des 12. Jan. wollte es denn der Kranke auch nicht mehr nehmen, ließ sich aber doch schließlich von der Kaiserin überreden. Um 9 Uhr abends schlief er ein, erwarb sich nur noch für einige Augenblicke um 10 Uhr früh und starb darauf, vergiftet durch eine für seine Konstitution zu große Gabe jenes Schlafmittels, das Oxyd eines englischen Arztes. In weitere Kreise war diese Thatsache wenig gedrungen, aber der vertraute Rathgeber des Kaisers, Graf La Chapelle, mußte gleich davon; er war unerschütterlicher Obergang eines Streites der beiden englischen Ärzte an der Waise des Kaisers geworden.

Der Herr Doktor. Ältere Berliner werden — so schreibt man der „Z.“ — sich nach einer vortheilhaften Würdigung in der Nähe der Gärten erinnern, die ihrer Lage wegen viel von Studirenden der Medizin besucht wurde. Nicht wenig trug dazu der freundliche, joviale Wirth, Herr T., bei, der sich gern mit seinen Gästen unterhielt und mit dem die Studenten häufig ihren Spaß hatten, den er bei seiner harmlosen Natur fast niemals ablehnt. So wurde ihm einmüthig vorgeschlagen, wie hübsch es klingen und wie sehr es ihn in den Augen des Publikums heben würde, wenn er den Doktorstitel erbeite und seine Wähe ihn dann mit „Herr Doktor“ anreden müßte, aber der vernunftvolle Rathgeber des Kaisers, Graf La Chapelle, mußte gleich davon; er war unerschütterlicher Obergang eines Streites der beiden englischen Ärzte an der Waise des Kaisers geworden.

Der Herr Doktor. Ältere Berliner werden — so schreibt man der „Z.“ — sich nach einer vortheilhaften Würdigung in der Nähe der Gärten erinnern, die ihrer Lage wegen viel von Studirenden der Medizin besucht wurde. Nicht wenig trug dazu der freundliche, joviale Wirth, Herr T., bei, der sich gern mit seinen Gästen unterhielt und mit dem die Studenten häufig ihren Spaß hatten, den er bei seiner harmlosen Natur fast niemals ablehnt. So wurde ihm einmüthig vorgeschlagen, wie hübsch es klingen und wie sehr es ihn in den Augen des Publikums heben würde, wenn er den Doktorstitel erbeite und seine Wähe ihn dann mit „Herr Doktor“ anreden müßte, aber der vernunftvolle Rathgeber des Kaisers, Graf La Chapelle, mußte gleich davon; er war unerschütterlicher Obergang eines Streites der beiden englischen Ärzte an der Waise des Kaisers geworden.

Weder Saint noch Sire. Der soeben abgeleitete Vorschlag des französischen Deputirten Emile Moreau, die Führung des Reichstags förmlich zu machen bezw. zu betheiligen, hat auch für Frankreich nicht den Heiß der Beifall. Die Bourbons trieben schon im 17. Jahrhundert mit Titeln Schacher, allen voran Ludwig XV., der „Vielgeliebte.“ 1702 verkaufte er 200 Adelstitel für je 3000 Livres, 1706 erwarb er 500 neue Ritter, die das Doppelte zahlen mußten. Im ganzen soll er 100 Mill. Franken bei solchen Geschäften eingenommen haben. Dafür nahm die

Revolution einem dieser Ritter nicht nur seinen Adel, sondern auch seinen Namen — und schließlich das Leben. Es war Herr de Saint Cyr. „Wie heißen Sie?“ fragte ihn der Richter. „De Saint Cyr.“ „Es giebt keine de mehr.“ „Also einfach Saint Cyr.“ „Es giebt keinen Saint mehr.“ „Nun, dann Cyr.“ „Sier darf man niemand Sire nennen.“ — Armer de Saint Cyr!

Eine neue Sekte hat sich im Gouvernement Wiatta gebildet, die Kugu-Sarta, die nur an Gott, aber weder an Christus noch an den heiligen Geist glauben. Ihre Versammlungen werden im Sommer in den Wäldern, im Winter in einladig gelegenen Häusern, aber stets des Abends und in der Dunkelheit abgehalten. Zu dem Glaubensvorschriften gehört, daß sie sich 12 Jahre lang des Trankens und Rauchens zu enthalten haben, weshalb sie als Arbeiter sehr gerüht sind. Der Gouverneur von Wiatta schlägt vor, seine strengen Maßregeln gegen sie zu ergreifen, sondern sie nur zu verjähren, die orthodoxen Priester zu prügeln, was sie mit großer Vorliebe thun wollen. So wird erzählt, daß sie vor kurzem einen völlig betrunkenen russischen Mönch in einen auf einer hohen Stange angebrachten Taubenschlag setzten, worüber der Waise nach seiner Ermüthigung in großes und gerechtfertigtes Staunen gerieth. Dieser neue Sektenheil wurde fünf Tage lang in seinem letzten Gesangsstücke gehalten, in welches ihm Brot und ein Wasserkrug alltäglich an einer langen Hengabel hineingerichtet wurde. Da ähnliche eigenartige Scherze sich öfter wiederholen sollten, sind die Kugu-Sarta bei der orthodoxen Geistlichkeit nicht sehr beliebt.

Wissenschaft. Kunst. Literatur.

Eine Neuerung steht auf dem Gebiete der Mineralwasser-Fabrikation bevor. Nachdem die bisherige Herstellung von Selters u. s. w. sowie auch der sogenannten natürlich kohlensäuren Drucken, in kyprienen Wäldern zu vielfachen Klagen und Polizeistrafen Veranlassung gegeben hat, will man jetzt ganz auf die Natur zurückgehen. Es werden dementsprechend hohe Steinbrüche, gefüllt mit reinstem Kieselgeröll, hergestellt, in welchen das beste Quellwasser mit gewöhnlicher Kohlensäure gesättigt wird. Dieser Vorgang entspricht genau der Natur, und hat man es in der Hand, je nach dem angewendeten Druck kräftige oder milde Sauerlinge zu erzeugen. Da die Imprägnirung sehr wenig kostet, so wäre es nicht ausgeschlossen, daß man künftig für wenig Fennige den Tagesverbrauch an kohlensäuren Trinkwasser für eine ganze Familie entnehmen könnte. Erfinder ist der Chemiker Dr. Hans Braubach. Für Berlin ist eine Fabrik nach dem neuen System im großen Maßstabe in Aussicht genommen.

Von Dr. W. Junkers Reisen in Afrika (Wien und Osnab. Verlag von G. Böhl) sind bisher 9 Hefungen erschienen und kamit ist der 2. Band des groß angelegten Reiseberichtes abgeschlossen. Er enthält eine Fülle von belehrendem und höchst interessanten. Ohne daß der hohe wissenschaftliche Werth des Buches darunter leidet, verliert es Junker, die edel menschliche Neugier nach den einfachsten und gewöhnlichsten Vorgängen in der Lebenswelt der von ihm besuchten Völker zu betriebligen. Wie angedeutet ist es J. W. den fähigen Mann im Kreise von Weibern der wildsten Kannibalen zu sehen, wie sie ihm ihre roth bemalten Kindern hinreichend, damit er sie hütsche und streiche, um allerdings die rothen Spuren der kleinen Wilden auf seinen Kleidern zu behalten. Wie kein Bild dessen Untercheidungen bezüglich der gegenseitigen Verhinderung der einzelnen Geschlechter, wie außerdem jeder er jedes ihrer Gerüche, jede ihrer häuslichen Verrichtungen, jede ihrer futuristischen Kenntnisse, ihr Gemüth zu beobachten. Mit welcher Energie tritt er den ihn einschüchtern Verhältnissen entgegen, um regelmäßig über ihre Feindschaft zu triumphiren und ihre volle Achtung zu gewinnen. Aber auch der Sinn für das Naturwunder tritt in jedem Kapitel zutage, und so möchten wir Junkers Reisen als ein Vorbild für spanische Detailarbeit auf dem Gebiete der Landesbeschreibung nennen. Er ist zu den nie von einem weißen Manne besuchten Kindern der Natur fast unbefangener mit wenigen Trägern als Freund gekommen und so hat er, nicht gewandern, sie mit Feuer und Schwert wie andere Reisende zu bezeichnen unter Menschenfeindern, jammert hochgeachtet und in Frieden geliebt. Jede Form des Reisens zeitigt Resultate, welche einzig und allein die Kenntniss von Land und Völkern vermittelten, und deshalb wird jeder Leser von Junkers Schilderungen hohen Genuß empfinden. Schön silberst Junker sein erstes Zusammenreffen mit Calati. Der in Vorbereitung befindliche 3. und letzte Band wird gewichtige Aufschlüsse über die Situation Emin's, mit welchem Junker so viele Jahre gemeinschaftlich der Gefahr trotzend zubrachte, geben.

Druck und Verlag von Otto Hendel in Halle a. d. S.

Unterhaltungsblatt der Gaale-Zeitung.

Nr. 73. Halle a. d. S., Mittwoch den 19. November 1890.

Der Kammerdiener des Kaisers.

Historischer Roman von J. Federjani-Weber.

Donna Carolina und General Rußwurm waren glücklich in Prag angelangt, und die erstere hatte im Palaste des Oberhofmeisters Karl v. Viedtenstein Verberge genommen, während ihr Reisegefährte seine frühere Wohnung aufsuchte. Karl v. Viedtenstein empfing sie mit dem Rufe: „Ihr seid zu guter Stunde angekommen, denn morgen feiert der Kammerdiener Philipp Kang das Tauffest seines Kindes, und wird die Nacht außerhalb der Burg zubringen.“ „Wahrscheinlich, ich werde Euch am Thore erwarten und zu ihm gehen.“ „Ich nehme diesen Dienst mit Dank an,“ erwiderte die Margräfin.

„Weg von mir,“ schrie er, „Ihr steht mit dem Zauberer im Bunde. Wo ist Philipp Kang? Er allein ist mir treu.“ Donna Carolina eilte, sobald der erste Schrei an ihr Ohr gedrungen, ins Freie und warf sich dem Kaiser zu Füßen. Er heftete seine Augen starr auf ihr Antlitz. So blieb er lange in ihren Anblick versunken, und je länger er sie anschaute, desto ruhiger wurde der Ausdruck seiner Züge; der starrte Blick verschwand, und bald ruheten seine Augen mit einem warmen Schimmer auf ihr. Das böse Wahnbild zog vorüber, und er wurde wieder Herr seiner Sinne. „Carolina,“ flüsterte er. „Dann hob er sie auf und legte, als sie vor ihm stand, sein Haupt auf ihre Brust und sagte: „Du hast den Zauberer verjagt! Bleib bei mir.“ Die Margräfin, aus deren Augen Thränen kamen, beugte sich über die Hand ihres unglücklichen Vaters, um sie zu küssen und zugleich das Weinen zu verbergen. „Mein Vater,“ erwiderte sie mit einem Tone, der die heilige Zärtlichkeit ihres Herzens kundgab. „Mein Vater, ich werde immer bei dir bleiben!“

Die Thore und Eingänge zur Burg waren, als sie in der folgenden Nacht mit Rußwurm an derselben erschienen, von den 130 Rosenhüden, welche die Leibwache des Kaisers bildeten, besetzt; sie wehrten ihr und dem General den Eintritt.

Kaiser Rudolfs schien plötzlich ein anderer Mann geworden zu sein; denn er richtete sich auf und sprach mit majestätischer Würde, sich zu den Hofherren wendend: „Geleitet mich in das Thürmgenach.“

„Ihr seid treu und gehört nicht zum Hofstaate,“ sagte der Hauptmann derselben, „denn dürft Ihr erst in die Burg eintreten, wenn Sr. Majestät die Höfe verlassen hat. Kaiser Rudolfs machte jedoch seinen gewöhnlichen Spaziergang durch die Hallen.“

„In diesem Augenblicke drängte sich der Page Julio, der mit zornigem Herzen diese Begegnung und den wunderbaren Zaubrer, den Donna Carolina auf den Vater übte, sab, heran und schmeigte sich an den Kaiser, damit er sich auf seine Schulter stützen sollte.“

„In dem Augenblicke, als Donna Carolina und der General rathlos vor dem Thore standen, erschienen der Oberhofmeister Karl v. Viedtenstein, und auf seinen Wink lösten die Wachen ihre Reihe, um beide Aufkündigung einzulassen.“

„Auf Donna Carolina gelehnt und von ihr geführt, stieg er langsam die Wärmortreppe empor und flüsterte ihr, während sie Hallen und Säle durchwanderten, zärtliche Worte zu. An der Thüre, die in sein Gemach führte, gab er dem Gesolge einen Wink, daß es zurückblieb, und trat mit der Margräfin in dasselbe.“

„Der Kaiser ist in guter Stimmung,“ sagte er zur Margräfin. „Eure Begegnung soll ohne Zeugen geschehen, darum müßt Ihr warten, bis Sr. Maj. in seine Gemächer zurückkehrt.“

„Während die Hofherren nach allen Seiten hin gingen, sagte Karl v. Viedtenstein zum General Rußwurm: „Wir haben gegiegt! Der böse Zaubrer, den Philipp Kang auf den Kaiser gesetzt, ist gebrochen und, so Gott will, für immer! Ich lade Euch ein, so lange mein Gast zu sein, bis Donna Carolina den Kaiser verlassen wird.“

„Die Kleider hingen lose um den Leib, dessen Haltung und Gang den sieben Mann zeigten.“

„Ich danke Euch für die Gastlichkeit,“ erwiderte der General. „Mein Dienst verbietet mir, Euch zu folgen, denn ich habe mich gelobt, die Margräfin, so lange sie in der Burg weilt, nicht aus den Augen zu lassen.“

„Auf einem Wink des Kaisers ritten Hofherren, während zwölf Hellebardiers einen Kreis schlossen, um jeden Unberufenen fern zu halten, ein Duzend Rosse herbei. Es waren prächtige Thiere aus italienischer und spanischer Rasse; das Fell schimmerte wie Ebenholz, die Glieder und Hefeln schienen gemeißelt, und Mähnen wie Schwärze hingen bis zu den Hüften nieder.“

„Er kann aber in jedem Augenblicke zurückkehren,“ unterbroch ihn der General. „Ein guter Soldat läßt den geschlagenen Feind nicht aus den Augen. Ich werde hier auf die Margräfin warten.“ Die beiden trennten sich nach Gruß und Händedruck, und Rußwurm ging in dem Saale, der vor den Gemächern des Kaisers lag, auf und ab.

„Auf einem Wink des Kaisers ritten Hofherren, während zwölf Hellebardiers einen Kreis schlossen, um jeden Unberufenen fern zu halten, ein Duzend Rosse herbei. Es waren prächtige Thiere aus italienischer und spanischer Rasse; das Fell schimmerte wie Ebenholz, die Glieder und Hefeln schienen gemeißelt, und Mähnen wie Schwärze hingen bis zu den Hüften nieder.“

„Dieses Alleinsein war ihm willkommen, denn er konnte ungestört an Donna Carolina, die sein ganzes Denken besessen hielt, denken. In diesem beglückenden Wahntraume bemerkte er nicht, daß der Page Julio regungslos wie ein Steinbild in einer Nische stand und ihn mit flammenden Blicken anstarrte.“

„Auf dem schwarzen Roß dort sitzt der Mönch, der mich verjahren will. Jagt ihn fort! Fort, fort!“

„Seine stolze, männliche Schönheit schien auf Julio einen

„Wahrscheinlich, ich werde Euch am Thore erwarten und zu ihm gehen.“ „Ich nehme diesen Dienst mit Dank an,“ erwiderte die Margräfin. „Die Thore und Eingänge zur Burg waren, als sie in der folgenden Nacht mit Rußwurm an derselben erschienen, von den 130 Rosenhüden, welche die Leibwache des Kaisers bildeten, besetzt; sie wehrten ihr und dem General den Eintritt.“

„Auf dem schwarzen Roß dort sitzt der Mönch, der mich verjahren will. Jagt ihn fort! Fort, fort!“

Für die Redaktion verantwortlich: S. B.: Albert Seeling in Halle.

Druck und Verlag von Otto Hendel in Halle a. d. S.

berückend Einfluß zu üben, denn dieser war ihm gefolgt und konnte sich jetzt an dem Manne, den er für den herrlichsten von allen hielt, nicht satt sehen.

Darüber vergaß er Born und Reid, die er gegen die Wirtin hätte, und ebenso auf seine Pflicht, dem Kammerdiener des Kaisers von der Begegnung Nachricht zu geben.

Als Julio endlich zur Besinnung kam und es ihm nicht gelang, die Aufmerksamkeit des in Gedanken verfunkenen Generals zu erregen, eilte er nach dem Hofgelände, wo das Hofgelände wohnte. Dort waren ein paar große Stuben den Bagen eingeräumt worden, die bei Festen und Kirchgängen dem Kaiser aufwarteten; neben diesen lag ein kleines Gefäß, das der Bage Julio, der vor einem Jahre von Philipp Lang in den kaiserlichen Dienst aufgenommen worden war, allein bewohnte.

Er galt als der Günstling des Kaisers, und darum wagte niemand, laut über die Bevorzugung zu klagen, obwohl ihn jeder im Doyntaate beneidete und als Eindringling, von dessen Verknüpfung keiner etwas wußte, haßte.

Wie würden diese Reider gekannt haben, wenn sie erfahren hätten, daß dem begünstigten Bagen außer diesem Gefaße ein weiteres zur Verfügung stand. Dasselbe hatte zwei Eingänge, die so verdeckt in die Wände geholt waren, daß sie nur Julio und der Kammerdiener des Kaisers konnten; der eine führte aus dem Gemache, wo der letztere sich aufhielt, in dasselbe, und der zweite lag im Gefäß des Bagen.

Als dieser, nachdem er den General Aufwurm verlassen, dorthin gelangt war, verschloß er die Thüre und warf die Pagenstrahl ab, dann drückte er gegen das Gefäß der Wand, welche den Hintergrund bildete, und öffnete eine Pforte, durch die er in das zweite Gemach trat, das im Gegenjage zum vorigen, mit orientalischem Luxus ausgestattet war. Dünne Teppiche, die an Goldschmüren hingen, bedeckten die Wände, weiche Decken und Kissen den Boden; statt der Stühle und Tische gab es leinene Kissen und niedrige Schemel aus Eisenbein und Ebenholz, und an der Zimmerdecke schwebten silberne Lampen.

Sobald Julio in dieses Gemach, das an ein Prunkgefäß der morgenländischen Wärdennwelt erinnerte, getreten war, hülfte er sich in seidene, mit Goldblumen gestickte Gewänder, steckte die kleinen Füße in sammetene Schuhe und warf sich auf ein Kubbeltissen.

Hier durfte er endlich die Mäste fallen lassen und wieder — ein Weib sein.

„Philipp Lang wird erst morgen heimkehren,“ sagte sie zu sich, „bis dahin bin ich Herrin meiner Gedanken und Zeit.“

Das Bild des schönen Reitergenerals tauchte wieder vor ihr auf, und sie, die heißblütige Tochter des Südens, spann ein Netz von süßen Träumen um dasselbe.

Es war der erste Pulsschlag der Liebe, der jetzt in ihrem Herzen pochte, und mit ihm dümmerte eine neue, nie geahnte Welt der Sehnsucht in ihr auf.

Sie hatte bisher nur düstere Erinnerungen. Als junges Mädchen, das keine Mutter mehr hatte, wohnte sie in einem gespaltenen Hause des Judenviertels in der prager Altstadt und

lernte das Leben nur in seinen Kältesten kennen. Der Vater tag- und wochenlang auf der Handeltreibe, wie er ausübte, so bildete ein altes, halbtotes Weib ihre einzige Gesellschaft.

So wuchs sie auf, und die einzige Abwechslung in diesem eintönigen Dasein war die Schule, die sie besuchte; als sie manbar geworden, verließ sie auch diese und sah seitdem kein sam zuhause, denn der Vater hatte ihr unter harten Disziplinen verboten, dasselbe ohne ihn zu verlassen.

Eines Nachts, als sie wegen des beginnenden Sabbaths die Kleider, die sie im Nachlasse der Mutter gefunden und die aus kostbaren Stoffen gefertigt waren, angezogen hatte, erschauerte der Vater unerwartet im Hause; ihm folgte ein Mann, der Schande und Fehderrug trug und seinem Neuzen nach zu dem Vornehmen gehörte.

Als er beim Scheine des siebenarmigen Leuchters, der wegen des Festes brannte, das Mädchen erblickte, blieb er wie geblendet in der Thüre stehen und rief dann: „Wie schön ist deine Tochter, Freund Baruch!“

Sie achtete nicht auf die Worte, die der Mann, der dem Dreißigjährigen stand, gesprochen, und wurde erst auf ihre Schönheit aufmerksam, als er seitdem oft erschien und sie als holdseligstes Weib unter der Sonne pries. In ihrer Harmlosigkeit fiel es ihr nicht auf, daß er nur dann kam, wenn der Vater auf Reisen war. Er brachte ihr Kleider, Juwelen und allerlei Geschenke, von deren Dasein sie keine Ahnung gehabt, mit, und erzählte ihr von dem Leben, das die Reichen führten.

Jedes Wort weckte in ihr eine Welt von Gedanken und Wünschen, und da in ihren Adern eine lawabehige Blutwelle floss, erwachte bald in ihr die Sehnsucht nach Heilig und Genuss.

Der Vater blieb lange fort; als er endlich heimkehrte, fand er das Haus leer, denn die Tochter war entflohen.

Das alte Weib erzählte, daß in seiner Abwesenheit ein vornehmer Herr erschienen sei . . . „Der ist der Räuber gewesen,“ schloß er seine Erzählung.

Julia zeigte sich als gelehrige Schülerin ihres Entführers, der ihr mit dem Wagniß auch die Einfachheit des Herzens genommen und die bösen Triebe gendert hatte, die in ihr schlummerten. Es war Philipp Lang, der Kammerdiener des Kaisers . . . Als Bage verkleidet und unter dem Namen Julio wollte sie schon ein Jahr lang in seiner Nähe und niemand, weder seine Gefraun und sein Sohn, noch einer seiner Freunde ahnte dieses Verhältniß. Philipp Lang hielt den Bagen Julio so verborgen, daß nur der Kaiser, zu dessen persönlichem Dienste er bestimmt war, und dessen Begleiter ihn sehen durften . . . So lebte sie wie in einem Gefängnisse und mußte auf das Glück, ein Leben voll Glang und Freuden zu führen, wie sie es in ihrem Heim, der Altstadt, geträumt hatte, verzichten. Wenn sie darüber verstimmt und ungeduldig wurde, sagte ihr Lang zum Troste: „Warte noch ein paar Jahre. Dann werden wir Prag, ja das Reich verlassen und nach Frankreich ziehen; dort sollst du wie eine Fürstin leben.“ . . . Sie glaubte seinen Worten und harpte aus, obwohl die Sehnsucht nach Freiheit und Genuss an ihrem Herzen zehrte.

(Fortf. folgt.)

„D u m m“.

Von Gustav

Die dumme Anne-Marie! — Es war ein merkwürdiges kleines Geschick, das da geboren ward und mit seinen schwarzen Augen verwundert zu dem matten Sonnenstrahl aufsteht, der durch die Kellerfenster hineinfiel und das dann mit verhaltenem Geheiß das neue Licht begrüßte: dichtes, wolliges, rothes Haar bedeckte den Kopf des kleinen Mädchens und mämmelig, so es sah, verwunderte sie. Aber die weise Frau schüttelte ernst und geheimnißvoll den Kopf und meinte, es wäre zu bedauern. Die Kleine würde dumme bleiben ihr Lebenslang, alle Kinder, die mit vollem Haar zur Welt kämen, blieben dumme. Und sie fing an zu erzählen beim Kaffeetisch, den man ihr hingestellt hatte, von Beispielen aus ihrer langen Praxis.

Wenn dann ein paar Stunden später die guten Nachbarrinnen eine Bekanntschaft auf der Straße trafen, da hielten sie die Köpfe zusammen: „Denken Sie sich, Frau Schreiberin, die Peterin hat ihr Erbes — ein Mädchen — aber es wird sehr dumme bleiben, den ganzen Kopf voller langer rother Haare — Sie wissen doch, die Kinder, die schon bei der Geburt soviel Haare haben —; natürlich wußte es die Schreiberin und bald war es in der ganzen

Stittcher. StraÙe bekannt, daß dort drinnen ein junges Menschenkind im Bolschforbe lag, das dumme sein würde bis an sein Lebensende sehr dumme.

Nach jenem ersten Gescheh, mit dem die Kleine ihren ersten Geburtstag begrüßt hatte, schrie sie nicht mehr. Still und artig lag sie da, still und artig ließ sie sich auch am Altarortenaussatz zur Kirche tragen. Gar neugierig sah sie den ersten Mann im schwarzen Kleide an, als er verhandelte, sie sollte nunmehr vor Gott und den Menschen „Anne-Marie“ heißen. Und als die junge Mutter, sich ihre Ertragebornes aus der Kirche trug, da stießen sich die Nachbarrinnen an und sagten: „Seht, wie vergnügt sie aussieht, die arme dumme Anne-Marie!“

Und die ganze Straße erzählte es sich: „Heut hat der Pastor in St. Christophori Peterin's dumme Anne-Marie getauft,“ und mit bezauberndem Hochschütteln humpelte man hinaus. „Ja, ja, die dumme Anne-Marie.“ Die Anne-Marie blieb nicht lange die einzige in Ketter. Bald waren noch mehrere Jungen geboren und die Mutter hatte zu

tragen und zu schaffen für die tobende Schaar. Nur um die Anne-Marie brauchte sich niemand zu kümmern. Die sah ruhig in ihrer Ede und nicht aus alten Hiden, die man ihr gegeben hatte, Kleider für ihre Buppe. Zwar hatte die Buppe keinen Kopf mehr, aber die Anne-Marie liebte sie doch und pflegte sie in stiller Einsamkeit. Sie war eben zu dumme, um wahrhaft un-gezogen zu sein.

Als sie sieben Jahre alt war, wurde ihr ein Schwesternchen geboren. Und jetzt war es während zu sehen, wie sie sich des kleinen Mädchens annahm, man hätte es der dummen Anne-Marie gar nicht angetraut. Die korpulente Buppe lag vermaßeligt in der Ecke. Den ganzen Tag war Anne-Marie um die kleine Vertha bemüht; sie trug sie herum, sie lang ihr Liebchen vor, wachte sie von der Mutter getrennt hatte, sie wachte das Kind in den Schlaf. Die Mutter wunderte sich weidlich über ihre dumme Ertragebornes.

Man brachte die Anne-Marie in die Volksschule, aber man ließ sie nur so lange darin, als man wollte. Was sollte man das dumme Kind mit Dingen quälen, die ihm schwer wurden und die es am Ende doch nicht verstand? Als sie aus der Schule heraus war, da lag denn die Anne-Marie einen Tag wo den Kindern auf der Kellertreppe und verkaufte Hochsilbige und Lampen-Glühbirnen, Zwiebeln und rote Rüben, Kapseln, Stiefelwägel und Kanten, kurz alles was man in einem richtigen Hofstellers horten kann. Und die Leute kauften gern bei ihr. Die dumme Anne-Marie wußte, daß sie auch arm waren und gab stets ein reichliches, volles Maß. Freilich, wenn die Mutter es sah, dann wurde sie ausgekankt wegen ihrer Dummheit.

So wuchs sie heran und als sie mit fünfzehn Jahren eingetraget wurde, da war sie für ihr Alter ein gar stattliches Mädchen. Die goldbrünen Haare fielen ihr, wenn sie dieselben anlöste, bis auf die vollen Hüften und die dunklen Augen schauten blühend in die Welt. Wie sie im schwarzen Kleide stillam aus der Kirche zu St. Christophori schritt, da stießen sich die Nachbarrinnen an gerade wie damals als man den Täusling heraus-trug und sagten: „Es ist doch jammerdick, daß die Anne-Marie so dumme ist. Sie könnte sonst ein repositives Frauenzimmer werden.“

Aber die jungen Wurzeln beachteten sie nicht, für sie war und blieb das Mädchen mit dem langen rothen Haar die dumme Anne-Marie. Und sie beachteten sie auch nicht, als sie wirklich ein repositives Frauenzimmer geworden war. Niemand sagte ihr, daß sie hübsch war, außer dem kleinen hübschen Spiel, der über der Kammode hing. Aber sie mußte es. Und dennoch wagte sie sich nicht in die Welt hinaus. Es war ja niemand, der mit der dummen Anne-Marie sich unterhalten wollte. So vergingen Jahre, aber es kam niemand, der das dumme Mädchen mit dem rothen Haar begehrt hätte. Und mit jedem Jahr ward die Anne-Marie stiller und verschlossener.

Sie wird fastlich noch immer dummer,“ meinten die Nachbarrinnen, statt daß sie nun endlich anfangen, klug zu werden. So war die dumme Anne-Marie sechszwanzig Jahre alt geworden. Eines Sonntags ging sie mit ein paar Freundinnen und der Schwester tanzen. Sie trug ein hübsches Wollekleid mit nächtlicher Arbeit beim trüben Schein der Lampe. Es handte ihr gut und sie lag schon aus. Wer es nicht wußte, daß sie so dumme war, der konnte sie wohl begehrenswert finden. Und er wußte nicht, daß sie dumme war, der stillliche Unteroffizier von den Grenadiereu mit dem blonden Bockbart, und er fand sie begehrenswert. Er tanzte viel mit ihr, er brachte sie nach Hause, sie trafen sich öfter und bald mußte es die ganze Straße; die dumme Anne-Marie geht mit einem Soldaten.

Freilich haben die Leute denselben Soldaten auch mit der Vertha gehen, vielleicht noch öfter wie mit der Anne-Marie und sie erzählen es sich. Aber die Anne-Marie sah es nicht und hörte es nicht, was sie lagten. Sie wußte ja so glänzlich, daß sie einen Mann hatte, dem sie mehr war als die dumme Anne-Marie — der sagte, daß er sie liebte. Sie hatte ihn ja so unendlich lieb, den Mann mit dem blauen Auge und dem blonden Bart, er war ihr einziger Schatz in dieser wüsten Welt.

Die Anne-Marie hörte nicht, was die Leute sagten, aber der Soldat vernahm es und er erfuhr es aus dem Munde der dienstfertigen Nachbarrinnen, wo dumme seine Anne-Marie eigentlich war. Eines Abends in der Dämmerstunde kam sie nach Hause. Mit ihrem leichten Schritt ging sie die Kellertreppe hinauf und wandte sich zur Wohnstube. Die Thüre derselben stand etwas offen, ein breiter Lichtschirm fiel in die dunkle Küche. Wie erlart hat die Anne-Marie vor der Schwelle stehen. Sie wurde stillwech im Gesicht und mußte sich an den Wollen heben. Dort drinnen stand der Mann, den sie liebte, mit ihrer Schwester, die sie einst auf dem Arme getragen hatte. Die beiden hielten sich umschlungen und küßten sich. Sie hörte noch wie die Schwester sagte: „So ist's auch heute. Die Anne-Marie ist ja alt für dich und viel zu dumme. Wir beide wollen glücklich sein.“

Dann ging sie schweigend Schrittes in die Ecke am Herd, wo es dunkelsten war. Dort kauerte sie sich nieder und lachte mit den großen tränenreichen Augen in das Dunkel. Als aber die beiden den Keller verlassen hatten, und sie allein war, da fiel sie vor dem Weib in dem sie mit der Schwester gemeinsam schlief, die Anne-Marie nieder. „O du mein Gott, o du mein Gott.“ Sie barg den Kopf mit dem rothen Haar in den Händen, mit den Händen wühlte sie im Strick und biß mit den Zähnen in das grobe Leinen. Es sollte ja niemand ihr Schreien hören und niemand die Tränen sehen, die sie weinte in ihrem unglücklich bitteren Weh. Es war ihr einigmal namenlos schönes Glück gewesen, die Liebe zu diesem Manne. Nun war es dahin — dahin — auf immer dahin. Und wieder schrie es auf in dem armen gequälten Herzen voll unglücklichen Wehes: „O du mein Gott, o du mein Gott!“

Am nächsten Tage kam er, nahm sie bei der Hand und sagte, er müßte etwas Wichtiges ernst und verständlich mit ihr besprechen. Sie war ja ein kluges Mädchen und würde ihn schon begreifen. Die dumme Anne-Marie lag ihn groß an. Er hätte sich die Sache mit dem Weirathen lange überlegt, sie hatten wohl doch nicht recht annehmen — am Ende sei sie wohl auch schon etwas zu alt für ihn — und dann — die Vertha wäre wohl eher etwas —

Die Anne-Marie hörte nur halb auf seine Worte. Alles schien ihr schwarz vor den Augen und blutroth, aber jedes Wort, das sie verstand, das schmitzt ihr tief hinein in die Seele. Sie ließ ihn nicht ausreden. „Geh' nur, geh', ich wußte ja alles — wie's mit dir steht und der Vertha — mög's die Gott nicht verzeihen, was du an mir armen Mädchen gethan hast.“

Sie brangte den Widerstrebenden fast mit Gewalt hinaus und drehte den Schlüssel um. Starr blieb sie stehen, die Hände fest über der hochgeschlossenen Brust gefaltet und blickte auf die Thüre, als könnte sie durch das braune Holz noch dem nachblicken, der von ihr schied für immer. Mit einem Male fielen ihr die Hände schlaff herab und sie hüzte lang hin auf die gekletterten Dielen in den weichen Sand, daß der Kopf dumpf aufschlag.

Wie lange sie so gelegen? — lange, lange Zeit. Als sich die Familie um den Abendbrottisch versammelte, fehlte die Anne-Marie. Man wunderte sich, die Anne-Marie war nie lieblich gewesen. Der Soldat ging mit der Vertha die Straßen entlang, um sie zu suchen. Die ganze Nacht wartete man vergeblich. Am Morgen schickte man zur Polizei. Der Anne-Marie mußte ein Unglück geschehen sein.

Schon am Mittag war eine Nachricht da. Man hatte die Anne-Marie als Leiche aus dem Kanal gezogen. Auf ihrer Brust hatte man ihr schwarzlebernes Beiseilortemontate gefunden, darin einen Zettel, auf dem hand geschrieben, man sollte ihr verzeihen, sie hätte nicht länger leben mögen, seitdem ihr ganzes Glück dahin wäre und die Vertha mit ihrem Vieftigam ginge — zu was auch die dumme Anne-Marie noch auf der Welt nötig wäre — und manches andere mehr, vom Wasser zum Theil verrieth.

In einem Traufbord brachten die die Töbte. Im Keller legte man sie auf drei Stühle, das noße, schwere, rothe Haar fiel auf den Steinpflasterboden und auf das blaue Kleid mit den schwarzen Schleiern. Zu Füßen der Leiche zündete die Mutter ein Sechertisch an, das in einer Seiterndauerflache auf dem Herd stand.

Die Nachbarrinnen kamen, eine nach der andern, still muerbelten sie ein paar hure Scheltworte, Humm gingen sie wieder. Aber auf der Straße kehrte ihnen die Straße zurück.

Doch noch ein recht dummer Streich von der Anne-Marie, sich um eines Soldaten willen das Leben zu nehmen. Sie hätte am Ende sein andere getriegt. — Und ihm kann man's schließlich nicht verdenken, die Vertha ist ein adrettes Mädchen. — Und dann, so dumme, wenn sie schon in's Wasser gehen wollte, das gute Blannwolllein anzuziehen. Konnte sie nicht ein altes nehmen? — zu dumme!

Drei Tage darauf schwarzen sie die Leiche ein in einem sandigen Winkel des Kirchhofes. Auf dem einfachen Holzkreuz las man: „Hier ruht Anna Maria Peterin. Man hatte nicht geschrieben, die „dumme Anne-Marie.“

Der trugte niemand mehr danach, ob sie klug genug wäre für den Himmel oder nicht — die dumme Anne-Marie. —

Bunte Zeitung.

Die Enthüllungen des einflussigen Ordnanungs-offiziers Nikolowes III., des Grafen Werhwin, „Memorien“ aus der Reichs- und deutschen Reichs- und nunmehr bis zum 15. Bande gediehen. Hier tritt Prinz Lulu mit in den Vorder-

grund, dem der Kaiser in größter Liebe angethan war. Diese Liebe verrieth sich in einer fast mütterlichen Sorgfalt für das Wohl des Kindes. Der Kaiser ist, so sagt Herr von, Vater und Mutter derselben gewesen. Von der Kaiserin meint er bloß, sie sei die Kaiserin gewesen, und nunmehr ist sie bloß die Mutter. Mit großer Aufmerksamkeit folgt der Kaiser den ersten Studien

